

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Im Land der glühenden Sonne

Das Leuchten der Orchideen

Im Licht der roten Erde

Der Duft der Mondblume

Im Tal der roten Zedern

Die Perlenzüchterin

Die Korallentaucherin

Über die Autorin:

Di Morrissey ist die erfolgreichste Autorin Australiens. Als Journalistin arbeitete sie für Frauenmagazine, Radio und Fernsehen, schrieb Drehbücher und Theaterstücke und wirkte an zahlreichen TV-Produktionen mit. Sie lebt heute auf einer Farm in Byron Bay, New South Wales.

Mehr Informationen zur Autorin unter: www.dimorrissey.com

Di Morrissey

Die Blüten der Wüste

Ein Australien-Roman

Aus dem Englischen von
Sonja Schuhmacher, Gerlinde Schermer-Rauwolf
und Robert A. Weiß, Kollektiv Druck-Reif

KNAUR 

Die australische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Opal Desert« bei Pan Macmillan, Sydney.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Die Blüten der Wüste« an: frauen@droemer-knaur.de

Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2015
Knaur Taschenbuch

Copyright © 2011 by Di Morrissey
Copyright © 2015 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Knaur Taschenbuch.

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Boris Heczko, Kollektiv Druck-Reif
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51630-0

Für meinen jüngsten Enkel William James Bodhi Morrissey.

*Liebster Bo, mögest du eines Tages das wunderbare Land
des Opals mit all seiner Vielfalt und Einzigartigkeit ebenso
kennen und lieben lernen wie ich. Und mögen wir
gemeinsam auf Entdeckungsreisen gehen.*

Prolog

Die Wüste. Rote Erde, weiße kuppelförmige Abraumhalden, die Landschaft von Gruben übersät wie von vernarbten Aknepusteln, den Überbleibseln des Eifers und der Verzweiflung der Schürfer. Zwischen den fleckigen grünen Hügeln Wohnstätten, in die Hänge gegraben. Weitere Gebäude, kaum erkennbar, schienen nur provisorisch gebaut. Was überdauern sollte, verbarg sich unter der Erde.

Vor dieser einsamen Kulisse tauchte eine Gestalt auf. Zielstrebig rannte sie unter der brennenden Sonne durch den klebrigen Staub des Ödlands.

Mit leichtem Schritt, der keine Abdrücke auf dem roten Boden hinterließ, flitzte die schlanke Gestalt zwischen Büscheln stachliger Wüstenpflanzen und dem Flaum des jüngeren, grüneren Bewuchses hindurch. Nach dem Frühlingsregen war die Vegetation förmlich über Nacht explodiert, die robusten Pflanzen erwachten aus ihrem zweijährigen Schlaf in der ausgedörrten Erde.

An diesem Morgen nahm die junge Frau nicht die gewohnte Strecke, sondern lief erst Sampson's Hill hinauf, ehe sie die stillen Wohnhöhlen umrundete, wo vor sich hin rostende Maschinen auf die Rückkehr der Edelsteinsucher und der Teilzeitschürfer warteten. Diese Pendler kamen immer in den milderen Wintermonaten zurück, angelockt von einem Traum, einer Lebensart und der besonderen Schönheit des Outback. Erst wenn die sengende Sommerhitze unerträglich wurde, zogen die Leute wieder fort.

Kaum jemand in den kühlen, dunklen Dugouts bemerkte das vorbeilaufende Mädchen. Nur ein bärtiger Schürfer

stand am Eingang seiner schlichten unterirdischen Behausung, nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarette und schaute ihr nach. Sie beachtete ihn nicht. Während er die Zigarette ausdrückte und in seine gemütliche Wohnhöhle zurückkehrte, setzte Anna ihren Morgenlauf um den kleinen Flecken Opal Lake fort und kehrte dann zum einzigen Hotel des Ortes zurück, in dem sie arbeitete.

Bev und Wayne – unverkennbar »graue Nomaden«, Senioren auf Langzeiturlaub – saßen vor dem hufeisenförmigen Eingang des Shincracker Motel und beobachteten, wie eine junge Elster Sprosse für Sprosse eine lange, an einem Eukalyptusbaum lehrende Leiter hinaufhüpfte.

»Ist aus dem Nest gefallen und kann nicht so hoch fliegen«, erklärte Anna, die nun für einen kurzen Plausch mit den Touristen stehen blieb, nur ein klein wenig atemlos und mit feucht glänzender Haut.

»Wie geschickt!«, meinte Bev grinsend. »Ich finde Elstern großartig. Aber wie können Sie denn bei dieser Hitze so rennen?«

»Die reinste Plackerei«, pflichtete Wayne bei.

»Das macht mir nichts aus. Ich laufe einfach gern.« Sie warf einen Blick auf den Caravan der beiden. »Geht's heute wieder weiter?«

»Ja. Es war spannend hier, aber wir sind mit Freunden verabredet. Wir fahren nach Darwin«, sagte Bev stolz.

Anna bemerkte die Aufschrift *Bev & Wayne auf Nomadentour* am Heck ihres Wohnwagens, daneben ihren CB-Funkkanal.

»Da war ich noch nie. Hat es Ihnen hier gefallen?«

»Ist eine interessante Gegend. Opale haben wir allerdings keine gefunden. Ich schätze, die hat sich alle dieser Sampson geholt, was?« Wayne lächelte.

»Hat es hier mal einen Sampson gegeben?«, fragte Bev.

»Das weiß ich nicht. Aber wenn Sie Opale kaufen wollen, bekommen Sie welche bei Greg im Kramladen oder bei Mick im Pub. Entschuldigen Sie mich, ich muss mich noch frisch machen, bevor der Pub öffnet.«

Wayne sah ihr nach, wie sie hinter einem der niedrigen Hügel verschwand. »Wieso arbeitet so ein junges Mädchen hier in dieser abgelegenen Gegend?«, überlegte er.

»Sie scheint jedenfalls ganz nett zu sein, und hübsch ist sie obendrein. Wahrscheinlich eine Rucksacktouristin. Sie macht das, was wir in jungen Jahren auch hätten machen sollen«, meinte Bev.

»Dafür machen wir es jetzt, Schatz, vierzig Jahre später. Das werden die besten Jahre unseres Lebens.« Er schaute noch einmal in die Richtung, wo das Mädchen verschwunden war, eine frühmorgendliche Erscheinung, die Erinnerungen wachrief. »Laufen kann sie jedenfalls. Ich frage mich, was sie hierher verschlagen hat. Ist wirklich gut in Form.«

»Was dir natürlich nicht entgangen ist«, bemerkte seine rundliche Frau. »Es heißt, beim Laufen bekommt man einen klaren Kopf. Vielleicht muss sie über vieles nachdenken.«

»Sieht ziemlich anstrengend aus. Vielleicht läuft sie ja einfach, um etwas hinter sich zu lassen. Tja, wir brechen jetzt auf, also werden wir es nie erfahren. Komm, packen wir unsere Sachen und weiter geht's. Es gibt für uns noch so viel Neues zu entdecken. Das ist das wahre Leben!«

Anna schloss die Tür zum Pub auf. Ihr war nicht entgangen, dass diese Touristen sie sonderbar fanden. Wie die meisten Leute. Sie war hier ziemlich fehl am Platz, aber die Einheimischen – alle achtundvierzig – hatten nie Fragen gestellt und achteten das ungeschriebene, seit hundert Jahren gelten-

de Gesetz der Opalfelder, demzufolge niemand nach seinem Nachnamen, seiner Herkunft und seinen Funden gefragt wurde. Diese Regel gefiel Anna, und ihr wurde klar, dass sie schon lange nicht mehr so in Frieden gelebt hatte wie hier in Opal Lake.

Aber sie wusste auch, dass sie weiter laufen musste.

Kerrie

1

Als die Limousine am Eisentor vorbei über das Gelände mit gepflegtem Rasen, gestutzten Ziersträuchern und diskret aus dem Gras ragenden Wegweisern zu den diversen Kapellen, Gedenkplätzen und Meditationsräumen rollte, erkannte Kerrie sofort, dass ihr Mann so einen Abschied gehasst hätte.

Die Trauergäste standen in dunklen Grüppchen beisammen, während sich die Journalisten etwas abseits hielten und Namen notierten und die Fotografen – manche trugen sogar Krawatten – die Neuankömmlinge knipsten. Die Förmlichkeit, die Sterilität und dieser andächtige Flüsterton waren ganz und gar nicht das, was Kerrie und ihr verstorbener Ehemann Milton Faranisi gewollt hatten.

»Es ist eine Schande, dass keines seiner Werke gezeigt wird. Todlangweilig«, brummte einer der Reporter.

»Reden Sie keinen Unsinn. Haben Sie mal gesehen, wie groß die teilweise sind? Gehen Sie ins Museum für Zeitgenössische Kunst. Da stehen ein paar von seinen riesigen Skulpturen im Hof«, entgegnete ein anderer.

»Da finden Sie aber nur seine Frühwerke. Googeln Sie mal das Met in New York, das Getty in L. A. oder die Tate Modern in London – dort sind seine besten Arbeiten ausgestellt«, wusste ein Fotograf. »Übrigens, woher hat er eigentlich den Namen Milton? Es heißt doch, er sei Italiener gewesen.«

»Angeblich hatte seine Mutter eine Vorliebe für englische Dichter. Sein Bruder heißt Byron.«

»Im Ernst? Ist der auch Künstler?«

»Nein, anscheinend so ein Computerfreak. Hat in den frühen Achtzigern angefangen und ein Vermögen gemacht.«

In der großen Kapelle füllten sich die Sitzreihen, mit Ausnahme der vordersten. Kerrie Faranisi begab sich schweigend dorthin und versuchte den Blickkontakt zu den anderen Trauergästen zu vermeiden, weil sie womöglich nur wieder in Tränen ausbrechen würde. Sie setzte sich allein in die erste Reihe, eine schlanke Gestalt in schwarzem Leinenkostüm, den Blick auf die im Schoß gefalteten Hände gerichtet, als wollte sie den schmucklosen Sarg vor sich gar nicht zur Kenntnis nehmen. In der Reihe dahinter saßen zwei von Miltons Töchtern. Aus ihren Mienen sprach abgrundtiefe Missbilligung. Da und dort tuschelte man in gedämpftem Ton, und so mancher reckte den Hals nach der Witwe, die in die vorderste Reihe verbannt war.

Mit hastigen Schritten stürmte eine Nachzüglerin herein, das Haar zerzaust und mit einer großen dunklen Sonnenbrille, die ihr Gesicht verbarg. Sie sah sich um, und als sie ihre Schwestern bemerkte, eilte sie zu ihnen. Einen Moment hielt sie inne und betrachtete die einsame Frauengestalt in der ersten Reihe, dann setzte sie sich demonstrativ direkt hinter sie, neben ihre Schwestern, die sie mit einem gemessenen Nicken begrüßten. Falls sich die junge Witwe der Gegenwart ihrer jüngsten Stieftochter bewusst war, ließ sie es sich nicht anmerken, aber alle anderen nahmen den Affront sehr wohl zur Kenntnis, und etliche quittierten ihn mit einem Stirnrunzeln.

Die Witwe richtete sich auf, als der Gottesdienst begann.

Es folgten die kurzen, aber bewegenden Trauerreden des Direktors der Galerie für Moderne Kunst, des Leiters des Internationalen Zentrums für Bildhauerei in Australien und Asien, des Gouverneurs von New South Wales sowie eines angesehenen Künstlers. Dieser erklärte, der berühmte ver-

storbene Bildhauer Milton Faranisi sei ein großes Geschenk für die Nation und habe maßgeblich am Erscheinungsbild und am internationalen Renommee der australischen Bildhauerei mitgewirkt.

»Milton Faranisi hat sich einen überragenden Ruf erworben«, sagte er. »Sein Werk wird die Jahrhunderte überdauern, als eine Herausforderung für unsere Sinne und unsere Deutung von Harmonie, Raum und Material erweitert es unseren Horizont in intellektueller, rationaler und emotionaler Hinsicht – und dies gilt für Miltons Werk in ebensolcher Weise, wie es für seine Persönlichkeit gegolten hat. Sein künstlerisches Vermächtnis – in Marmor, Bronze, Stein, Holz und Papier – wird auch künftigen Generationen ein Quell der Inspiration sein. Mit seinem Talent ragte Milton heraus aus der Schar seiner Zeitgenossen. Seine Begabung und seine Liebe zum Leben – von gleichermaßen majestätischer Größe – drohten einen gewöhnlichen Sterblichen mitunter fortzureißen. In Miltons Gegenwart konnte man sich nie des Eindrucks erwehren, dass man ein Genie vor sich hatte, das nur mit Hammer und Meißel in der Hand so richtig glücklich war.

Er hinterlässt eine wundervolle Familie mit drei reizenden Töchtern und einer hingebungsvollen Frau, doch es sind seine gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Skulpturen, die weiterhin unsere Herzen, unseren Verstand und unsere Sinne anzusprechen vermögen, den Betrachter in ihren Bann schlagen und ihn fragen lassen: ›Was für ein Mensch konnte so etwas erschaffen?‹

Wir, die wir hier und heute versammelt sind, hatten das Glück, ihn kennen und lieben zu dürfen, und uns allen ist bewusst, dass es einen Mann wie Milton Faranisi kein zweites Mal geben wird.«

Der nächste Redner kam nicht aus der Welt der Kunst, sondern aus einer, die Milton schon lange hinter sich gelassen hatte: einem noch von Nachkriegswunden gezeichneten Italien. Der Mann erzählte von Miltons Eltern, die mit ihren kleinen Söhnen nach Australien ausgewandert waren und ihnen das Streben nach Stabilität, Beständigkeit und Schönheit mit auf den Weg gegeben hatten. So war es nicht zuletzt den Entbehrungen und dem Einfluss der Eltern zu verdanken, dass Miltons gewaltige Kreationen überall auf der Welt ausgestellt wurden, wo man sie als leuchtendes Beispiel für den dauerhaften Fußabdruck eines Menschen auf der Oberfläche unseres zunehmend fragilen und verletzlichen Planeten verstand.

Der vornehme alte Herr, ein Freund von Miltons Eltern, sprach mit dem leichten Akzent eines gebildeten Norditalieners und trug einen altmodischen Anzug aus dunklem glänzenden Stoff, der schon bessere Tage und glücklichere Anlässe gesehen hatte. Kerrie schenkte ihm ein flüchtiges Lächeln.

Die letzte Trauerrede hielt Miltons jüngste Tochter. Mit tränenüberströmtem Gesicht trat Alia ans Pult, griff nach dem Mikrofon und zog es näher heran.

»Mein Vater ... war ein großartiger Mensch. Sie alle hier kennen ihn wegen seiner Arbeit, seines Charismas und ... seiner Stellung draußen in der Welt.« Ihre Mundwinkel zuckten, doch es war schwer zu sagen, ob sie das Gesicht verzog oder lächelte. »Aber ich, *wir* wissen auch, dass er ein wunderbarer Vater war, fröhlich und liebevoll. Und so werden wir ihn in Erinnerung behalten, als den Vater, der seine kleinen Mädchen liebgehabt hat.« Sie drehte den Kopf, und ihre Augen hinter der dunklen Sonnenbrille schienen auf ihre Stiefmutter gerichtet, als sie hinzufügte: »Wir konnten

dich nicht für uns allein haben, aber wir lieben dich, Daddy.«

Sie verließ das Podest, und als sie zu ihrem Platz zurückkehrte, drückten die beiden Schwestern kurz ihre Hand.

Daraufhin erhob sich in der vordersten Reihe die Witwe, in der Hand eine spektakuläre langstielige Helikonie, und schritt zum Sarg, küsste die blutrote Blume und legte sie auf den Sargdeckel. Während die anderen Trauergäste aufstanden und zum Abschluss ein Kirchenlied anstimmten, verließ Kerrie unter dem Blitzlichtgewitter der Fotografen die Kapelle und ging zur wartenden Limousine.

Der Chauffeur sprang heraus und hielt ihr die Tür auf. »Wohin, Mrs. Faranisi?«, fragte er.

Kerrie nahm ihre Sonnenbrille ab und rieb sich die Augen. »Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung. Ich habe es bloß in diesem vergifteten Klima nicht länger ausgehalten.«

»Soll ich einfach ein bisschen herumfahren, bis Sie sich wieder gesammelt haben?«, schlug er vor.

»Ja, gute Idee, danke.«

Kerrie lehnte sich zurück und schloss die Augen, während der Wagen die Kapelle hinter sich ließ, in der Miltons Töchter unbedingt die Trauerzeremonie für ihren Vater hatten abhalten wollen. »Milton, es tut mir leid, das war nicht die Art von Totenfeier, wie du sie gewollt hättest. Diese Förmlichkeit. Und all die Ansprachen. Ich bin mir sicher, dir wäre ein zwangloser Abschiedsumtrunk lieber gewesen, wo man bei ein paar Drinks die alten Zeiten hochleben lässt. Aber so haben es die Mädchen nun mal gewollt, diese Runde ging an sie«, entschuldigte sie sich im Geiste bei ihrem Gatten. Ihr ganzes Eheleben war ein einziger langer Kampf mit ihren Stieftöchtern gewesen. So sehr sie sich auch bemüht hatte, es ihnen recht zu machen, waren sie doch nie zufrieden gewe-

sen. Jetzt fühlte sie sich zu erschöpft, um noch weiter zu kämpfen.

Für diese Feindseligkeit gab es nur einen Grund. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte Milton die Mädchen verhätschelt und verzogen. Zwar hatte ihr Vater später durchaus einige Affären mit anderen Frauen gehabt, aber seine Töchter hatten diese Beziehungen nie als Bedrohung empfunden. Es gab kurze Techtelmechtel mit jungen Mädchen und sinnlichen Schauspielerinnen, mit Angehörigen des niederen europäischen Adels und älteren Damen, darunter auch eine Künstlerin, die mehr für ihre knallrote Perücke als für ihre Kunst bekannt war. Trotz all dieser Eskapaden lebten die Mädchen stets in der Gewissheit, dass er sie am meisten liebte. Diesen flüchtigen Beziehungen maßen sie keinerlei Bedeutung bei, sie gingen mit einem Seufzer und einer neckischen Bemerkung darüber hinweg, wenn er wieder einmal mit einer neuen Frau Leben und Bett teilte. Damit kamen sie bestens zurecht – bis er Kerrie kennenlernte.

»Hier geht es nicht weiter, Mrs. Faranisi«, sagte der Chauffeur und hielt an.

»Oh, ich war ganz in Gedanken versunken. Stimmt, wir sind an der Watsons Bay.« Sie blickte zu dem kleinen historischen Leuchtturm auf der zerklüfteten Landzunge hinüber. Darunter fielen atemberaubende Klippen zum Meer hin ab.

»Es geht mich nichts an, aber ich dachte, vielleicht wollen Sie zum Strand hinuntergehen und ein Glas Wein trinken oder auch etwas essen?«

»Ja, etwas zu trinken täte mir jetzt gut, auch wenn ich nichts essen werde.«

Die Erinnerung daran, wie sie mit Milton im Strandrestaurant der Watsons Bay die einfachen Fischgerichte genossen hatte, trieb ihr eine Träne ins Auge. Doch dann merkte

sie, dass sie ausgesprochen hungrig war. Ja, sie konnte sich nicht erinnern, in den letzten Tagen seit Miltons plötzlichem Herzversagen überhaupt etwas Richtiges gegessen zu haben.

Man führte sie zu einem schattigen Tisch etwas seitlich vom Restaurant. Die Speisekarte vor sich, beobachtete sie eine Familie beim Essen, während die Kleinen im Sand vor den Tischen im Freien spielten. Zwar war der junge Kellner sehr aufmerksam, und der Besitzer erschien, um ihr sein Beileid auszusprechen, aber Kerrie spürte deutlich, dass es ohne Milton auch an ihren Lieblingsplätzen nicht mehr so sein würde wie früher. Im Geiste sah sie ihn ihr gegenüber sitzen, seine Silhouette vor dem Wasser, wie er sich in seinem Sessel zurücklehnte und die Aussicht und das Ambiente auf sich wirken ließ. Während ihrer zwanzigjährigen Ehe war er immer ein anregender und interessanter Gesprächspartner gewesen. Smalltalk war nicht seine Sache. Er redete lieber über Kunst und Geschichte, erzählte von Menschen, die er kennengelernt hatte, von Familiengeschichten aus Italien, den beschwerlichen Tagen seiner Kindheit und seinen Zukunftsträumen. Trotz seines enormen Erfolgs hatte Milton nie geglaubt, ganz oben angekommen zu sein. Er wollte noch so viel erschaffen, so viel erreichen.

Bei diesen Erinnerungen konnte Kerrie die Tränen nicht mehr zurückhalten. Rasch tupfte sie sich die Augen und nahm einen Schluck Eiswasser.

Zwanzig Jahre zuvor

Da sich die Kunsthochschule am unteren Ende der George Street in Sydney befand, nahm Kerrie dreimal in der Woche die Fähre von Manly zum Circular Quay. Anfangs fand sie

den Zeichenunterricht mit seiner Detailversessenheit frustrierend, sie hätte lieber kühn Farbe auf die Leinwand gespritzt und ihrer Kreativität freien Lauf gelassen, anstatt sich mit Bleistift- und Kohlezeichnungen abzuquälen. Aber allmählich erlernte sie den Umgang mit dem Bleistift und auch die Techniken von Form, Gestalt, Perspektive und Symmetrie. Ihr Lehrer erklärte, die Beherrschung dieser Grundlagen gebe ihr die Freiheit, »sich emporzuschwingen wie ein Vogel, kontrolliert zu fliegen und sicher zu landen. Es mag natürlich und mühelos erscheinen, aber man benutzt sein inhärentes Wissen um die Aerodynamik und die physischen Gegebenheiten – seien es Federn oder ein Stift –, um diese Freiheit zu erringen«. Widerstrebend musste sie ihm recht geben.

Kerrie trug stets ein kleines Skizzenbuch und einen gespitzen Bleistift mit sich, und wenn etwas – eine Szene, eine Gestalt, eine Figur oder ein Ausdruck – ihre Aufmerksamkeit erregte, versuchte sie es mit einer flüchtigen Zeichnung auf eine Seite ihres Buches zu bannen. Oft bat ihr Lehrer sie, ihm das Skizzenbuch zu zeigen, machte dann eine Bemerkung oder einen Vorschlag dazu, und am Ende gab er es stets mit einem Nicken und einem knappen »Machen Sie so weiter« zurück.

Wenn möglich, hatte Kerrie auch einen Aquarellkasten dabei und kolorierte damit rasch eine Bleistiftzeichnung oder hielt eine Szene mit Aquarellfarben fest. Mit der Zeit lernte sie den scheinbar unberechenbaren Verlauf der Farbe auf dem Papier zu beherrschen, und auch wenn dabei etwas herauskam, was sie so nicht geplant hatte, war sie von dem Ergebnis oft angenehm überrascht.

Sie experimentierte mit Akt- und Porträtzeichnungen, mit Landschaftsmalerei und Aquarellen und belegte die kur-

zen Pflichtkurse in Bildhauerei und Zeichenkunst. Mit ihren Kommilitonen ging sie oft in Museen und Galerien, und im letzten Studienjahr wurde ihre Klasse zu einer Ausstellung und einem Vortrag des berühmten Bildhauers Milton Faranisi eingeladen.

Die Galerie, in der die Ausstellung stattfand, verfügte über einen luftigen, weißgetünchten Raum mit hohen Decken, dahinter lag ein weitläufiger Innenhof, wo die Skulpturen im Dämmerlicht leuchteten. Faranisis spektakuläre Werke und Figuren, die das Thema »Trennung« interpretierten, nahmen sich riesig aus im Vergleich zu den im Hof umherschwandernden Besuchern.

Kerrie war hingerissen. Bildhauerei hatte sie nie besonders interessiert oder emotional berührt. Ihrer Meinung nach wirkten die harten Oberflächen kalt und machten es schwierig, die Intention des Künstlers zu erkennen. Doch diese Werke hatten etwas an sich, was sie ihre früheren Ansichten und Vorurteile überdenken ließ.

»Ein Mordsspektakel, was?«, meinte Sam, ein Kommilitone, der sich zu ihr gesellt hatte. Seine Brille war ihm auf die Nasenspitze gerutscht, sein Gesicht glänzte schweißnass in dem Gedränge, während er mit einer Zigarette, einem Glas Wein und einer kleinen Frühlingsrolle gleichzeitig hantierte.

»Ein fantastischer Ausstellungsrahmen«, pflichtete Kerrie ihm bei. »Stell dir vor, du hättest so einen Raum, um deine Werke zu präsentieren.«

»Hohe Kunst, hoher Preis«, sagte Sam.

»Faranisi hat auf jeden Fall eine außergewöhnliche Begabung«, meinte Kerrie. »Normalerweise bin ich ja kein Fan von solchen Großformaten. Die hier wirken aber nicht nur durch ihre Dimensionen, sondern auch durch etwas ande-

res – eine Empfindsamkeit, eine Leichtigkeit, die eigentlich gar nicht zur Schwere des Materials passt.«

»Form, Gestalt und Material sind ja durchaus solide, aber mir erscheint der Gebrauch von Hammer und Meißel weniger kunstvoll als der Umgang mit dem Pinsel. Man braucht ganz schön viel Kraft, um so etwas zustande zu bringen.«

Kerrie lächelte den schwächtigen Kunststudenten neben ihr an, der aussah, als könnte er einen Hammer nicht einmal hochheben.

»Da hast du recht, Sam. An deiner Stelle würde ich auch bei der Malerei bleiben.«

Mehr und mehr Leute trafen ein, und in dem vorher Zen-artig wirkenden Raum war es jetzt so voll, dass die Kellner mit ihren Getränke- und Häppchentablets nur mühsam durchkamen. Angesichts der gespannten und erwartungsvollen Atmosphäre beschloss die Galeristin, mit ihrer Vorstellung des Bildhauers nicht länger zu warten.

Stephanie Oates, die angesehene Leiterin des Gallery Museum of Modern Art, bat um Ruhe und verkündete: »Meine Damen und Herren, Milton Faranisi.«

Er trat durch eine Seitentür ein, schüttelte der Galeristin höflich die Hand und stellte sich lächelnd neben sie. Es war kein extravaganter Auftritt, doch seine Präsenz erfüllte den Raum und nahm alle gefangen. Als die Galeristin ihre Begrüßungsworte sprach und sich bei sämtlichen an der Ausstellung Mitwirkenden bedankte, stand der Schöpfer der Werke mit verschränkten Armen da und blickte auf die Menge. Während der Rede betrachtete Kerrie Milton Faranisi von der Seite.

Wie gern hätte sie jetzt eine Skizze von seinem markanten Profil gemacht, dem dichten kräftigen Haar, der Hakennase und dem leicht amüsierten Ausdruck, der um seinen Mund

spielte. Er war groß und kräftig und schien damit Sams Einschätzung zu bestätigen, dass man als Bildhauer Kraft brauchte. Er trug ein cremefarbenes Leinensakko zu einer braunen Hose, ein cremefarbenes Hemd und eine dezente Krawatte. Dafür, dass er im Ruf eines richtigen Lebemanns stand, fand sie seinen konservativen Aufzug ein bisschen enttäuschend. Dann fielen ihr seine teuren Lederslipper auf, der Gürtel, der ein Designerprodukt zu sein schien, und seine edle Uhr.

Als hätte er ihren prüfenden Blick bemerkt, drehte er sich um und sah sie unvermittelt an. Seine dunkelgrünen Augen starrten sie an, was sie erröten ließ, doch sie hielt seinem Blick stand. Seine Augen verengten sich ein wenig, und seine Lippen verzogen sich zu einem flüchtigen Lächeln. Dann wandte er sich schon wieder ab, so dass Kerrie sich fühlte, als wäre sie bei einem kindischen Streich ertappt worden.

Unterdessen lobte Stephanie Oates das Werk Faranisis in den höchsten Tönen: »Er führt die Tradition der großen europäischen Bildhauer fort, die mit neuen Medien, neuen Stoffen und neuen Konstruktionen Grenzen ausloten und dabei dennoch mit dem Betrachter kommunizieren, der die Zeit und die Mühe investiert, um diese neuen bildhauerischen Formen zu erkunden. Ich wage die Prognose, dass seine Arbeiten bald überall auf der Welt bei Museen, Galerien und Unternehmen überaus gefragt sein werden. Und da Faranisis Werk sowohl hinsichtlich des Umfangs als auch des Erfolgs erheblichen Zuwachs haben wird, ist es uns eine ganz besondere Freude, Ihnen in unseren Räumen eine so wundervolle Sammlung prächtiger Stücke präsentieren zu können. Sicherlich werden Sie mir beipflichten, dass sie in ihrer Geballtheit an einem einzigen Ort eine ungeheure Wirkung entfalten.«